Unter vier Augen

Soziokultur – gemeinsam die Verhältnisse ändern

Interview: Corinne Dobler, Co-Redaktionsleiterin SozialAktuell und ActualitéSociale

Rahel El-Maawi
ist Lehrbeauftragte für Soziokultur, Bewegungsforscherin und Prozessbegleiterin für diversitätsorientierte Organisationsentwicklung. Zudem ist sie Mitgründerin von *Bla*Sh*, einem Netzwerk Schwarzer Frauen und non-binärer Menschen in der Schweiz und Mitglied von AvenirSocial.

Wieso haben Sie sich bezüglich Ausbildung und beruflicher Laufbahn für Soziokultur entschieden? Ich bin Soziokulturelle Animatorin, weil ich es wichtig finde, die Gesellschaft mitzugestalten und etwas in Bewegung zu bringen. Ich glaube an zivilgesellschaftliches Handeln: Die Pflege der Nachbarschaft und des Gemeinwesens schaffen Identität und lassen einen Raum entstehen, in dem auch politisch etwas eingefordert werden kann. Dies zu begleiten, finde ich total schön. Das erste Mal erlebte ich das als eine* der Mitbegründer*innen des ersten Jugendparlaments im Kanton Zürich, des Jugendrats Thalwil. Zu sehen, dass wir etwas für die Jugendkultur bewirken können, aber auch bei der Gemeindeexekutive, das hat mich sehr motiviert dranzubleiben.

Sie beschäftigen sich auch mit Körper und Bewegung und wie dies die soziokulturelle Arbeit erweitern kann. Wie hängen der Körper und die Soziokultur zusammen? Wir sind als Gesellschaft verkopft, und das Kognitive ist sehr wichtig. Gerade Covid-19 verstärkt die Körperlosigkeit. Aktuell sehen viele wieder nur Zoom-Köpfe. Doch was wir erleben, manifestiert sich auch körperlich. Dem möchte ich mit der Tanz- und Bewegungsarbeit Raum geben und den Fragen nachgehen, wie wir uns bewegen und wie wir in Bewegung kommen – auch im übertragenen Sinn.
Vor allem marginalisierte Menschen schlucken ganz lang ganz viel, legen sich einen Panzer zu, der sie auch schützt, damit sie in der Gesellschaft funktionieren können und die Diskriminierungserfahrungen sie nicht zu sehr blockieren. Doch braucht die Aufrechterhaltung des Panzers auch viel Energie und isoliert zudem. In Bewegung kann das Starre wieder weich werden, und gemeinsam können Erfahrungen jenseits von Worten ausgetauscht werden. So können die Teilnehmer*innen die Isolation der Diskriminierungserfahrung durchbrechen und gemeinsam auch die strukturelle Dimension erkennen.

Im Jugendalter ist die Bildung der eigenen Identität ein grosses Thema. Wie haben Sie das in der Jugendarbeit erlebt? Ich arbeite auch jetzt wieder punktuell mit Jugendlichen und habe und hatte oft mit Jugendlichen zu tun, die eine familiäre Migrationsgeschichte mitbringen oder rassialisiert werden. Die Gesellschaft hat nicht nur einen liebevollen Blick auf die jungen Menschen, sondern oft auch einen ängstlichen und voreingenommenen. Sie seien zu laut, zu auffällig oder zu faul. Es gibt wahnsinnig viele Stereotype gegenüber Jugendlichen per se, und mit Migrationsgeschichte, Rassialisierung und Geschlecht werden es leider noch viele mehr. Ich habe eine hohe Achtung, wenn die jungen Menschen trotz der Barrieren aufgrund der Vorurteile ihren Weg finden und nicht resignieren.
Ich finde die Identitätssuche und die Performance, die mit dem Jugendalter einhergeht, sehr interessant. Ich unterstütze das Ausprobieren, wer sie sind, gern: über Diskussionen, Ausprobieren, das Geben von Vorbildern und Antibildern.

Sie haben lange in einem Zürcher Gemeinschaftszentrum gearbeitet. Wie haben Sie dort Ihre Erfahrungen einfliessen lassen? Ich habe zwei Jahre mit Jugendlichen gearbeitet und danach in der Quartierarbeit vor allem mit Erwachsenen. Auch dabei habe ich im sozialräumlichen Sinn die Jugendlichen miteinbezogen. In der Quartierarbeit habe ich mit aufgebaut, dass wir nicht nur Angebote im Haus haben, sondern ins Quartier hinausgehen. Wir haben zum Beispiel Begegnungsorte in Genossenschaften angeregt, wo sich die Leute selbst organisieren können.
In partizipativen Vorhaben muss dabei darauf geachtet werden, dass auch eine andere Kultur möglich ist als die gängige, «bürokratische» Sitzungskultur, an die wir Sozialtätigen gewohnt sind, die aber von den Teilnehmer*innen viel ver-

langt. Es braucht flexible Zugänge und Arbeitsweisen, um möglichst viele Stimmen einzubeziehen.

Sie erfahren selbst verschiedene Formen von Diskriminierungen, die sich überlagern (Intersektionalität). Wie gehen Sie damit um? Als Frau *of Colour* erlebe ich immer wieder rassistische Handlungen. Als Cis-Frau und als lesbische Frau erlebe ich weitere Diskriminierungen. Und trotzdem bin ich sehr privilegiert. Ich bin in der Schweiz aufgewachsen und vertraut mit den Normen, habe einen Schweizer Pass, einen sicheren Aufenthalt und Job, eine höhere Ausbildung. Ich kann weitgehend partizipieren, ohne Ausgrenzung zu erfahren. Trotzdem ist es immer wieder verletzend und entwürdigend. Die Alarmbereitschaft ist immer da. Ich habe während der Ausbildungen von Dozent*innen und an der Arbeit von Arbeitskolleg*innen und nur selten von den Adressat*innen homophobe, rassistische und sexistische Angriffe erlebt.
Meine Generation hat eher versucht, es an sich abprallen zu lassen, doch das darf nicht so weitergehen. In meinen Augen sind die Curricula in der Ausbildung zu wenig sensibel für das Thema. Diese müssten die angehenden Fachleute sensibilisieren und stärken durch klare Nulltoleranz in Team, in Ausbildung, in der Arbeit mit Adressat*innen.
Jetzt haben wir einen Austausch von Soziokulturellen Animator*innen *of Colour* organisiert.[1]

Sie haben *Bla*Sh* mitbegründet. Was ist das Ziel? Das Ziel war, dass sich Schwarze Frauen und non-binäre Menschen *of African Descent* treffen können, damit wir nicht mehr vereinzelt sind. So können wir die Rassismuserfahrungen kollektiv teilen und systematisch erfassen. Wir haben auch ein Care-Netzwerk zur gegenseitigen Unterstützung aufgebaut. Und wir können so unsere Stimme in die Öffentlichkeit tragen und stellen Expertise für die Schweizer Medien zur Verfügung. Viele Medien sind noch immer beim Punkt stehen geblieben, dass man nicht fragen darf, woher jemand kommt, wodurch kaum über strukturelle Diskriminierung und Rassismus berichtet wird. Rassismuserfahrung scheint noch immer ein vermeintlich individuelles Problem zu sein. Mir kommt vor: Man weiss – weil es verschiedentlich belegt ist – dass es Diskriminierung gibt, aber es wird trotzdem weggeschaut. Dies geschieht gezielt, nicht mehr nur noch unbewusst.
Dennoch, ich bleibe meist optimistisch: Auch mit kleinen Schritten geschieht mal ein «Gump». Darum lohnt es sich, sich zu engagieren. Wir können gemeinsam die Verhältnisse verändern. Das ist das Bereichernde am Beruf: die Menschen so zu stärken, dass sie nicht Spielball sind, sondern Treiber*innen des Wandels. •

Fussnote
1 Seit November 2020 treffen sich BIPOC (Black, Indigenous and People of Colour) Sozialtätige im Café Social im Raum Zürich. Informationen: cafesocial@gmx.ch